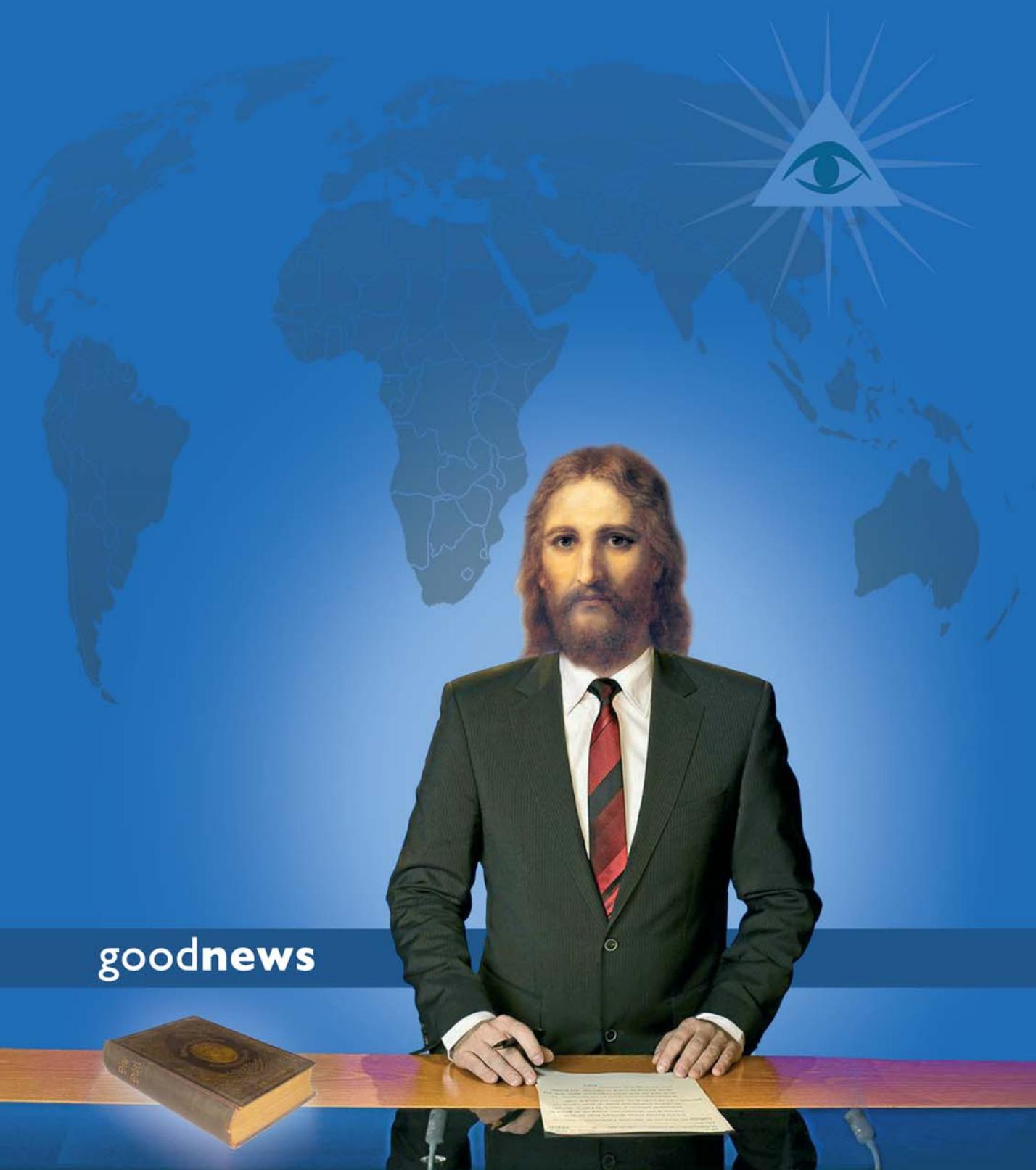


# paternoster

Die Zeitschrift der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

[www.emmaus.de](http://www.emmaus.de)

16. Jahrgang Nr. 1, 2012



goodnews

# Prima-Klima-Woche in Emmaus

Frühstücken und das Klima schützen? Was hat das miteinander zu tun? Mit diesem Thema beschäftigten sich über 200 Kinder der Niederlausitz- und der Heinrich-Zille-Grundschule, die wieder zu einer Projektwoche vom 29.5. - 3.6.2012 bei uns in der Emmaus Kirche eingeladen waren. Unterstützung fanden wir beim Verein „KATE“ die es sich zur Aufgabe gemacht haben, das Klima zu schützen. ([www.kate-berlin.de](http://www.kate-berlin.de))



Es geht los: Wir begrüßen die Referentin Friedericke Grimme von KATE.



Das Frühstücksbuffet ist angerichtet. Es darf gefrühstückt werden.



Spielerisch steigen wir in das Thema ein und stellen uns auf das „Positionsbarometer“.



Die Lebensmittel sind immer zwei Mal vorhanden. Wir können uns aussuchen, welches besser für das Klima ist.



Zum Klimafrühstück gehört auch das Kennenlernen von „Wetter“ und „Klima“.



„Hm, was nehme ich, die Butter oder doch die Margarine, das biologische Brot oder das herkömmliche.“



Eine Landschaft wird aufgebaut und vier Kriterien, die für das Klima relevant sind werden untersucht: Saisonalität, Verpackung, tierische Produkte und Anbauart.



Für die Auswertung darf ein Frühstückszettel ausgefüllt werden auf dem die vier klimarelevanten Kriterien aufgelistet sind.



Bauer Klaus, der einen herkömmlichen Bauernhof betreibt, und Bäuerin Lisa, die ökologisch wirtschaftet, begegnen sich. Welche Anbauart ist besser für das Klima?



Am Sonntag dürfen auch die Gottesdienstbesucher ein „Klimafrühstück“ genießen. Hier wird das Thema *Bewahrung der Schöpfung* angeregt diskutiert.



# INHALT

<b>Agnes Gaertner</b> Prima-Klima-Projektwoche	2
Editorial	3
<b>Heike Krohn</b> Good News aus der Kirche	4
<b>Jörg Machel</b> Geld macht Freunde	5
<b>Der SPIEGEL-Artikel</b> Ein Fall für Papa	6
<b>GOOD NEWS</b> Die sieben-Tage-Kirche	7
<b>Ulrich Wimmer</b> Es hat gelohnt	8
<b>Christiane Bertelsmann</b> Besser, du weißt es	9
<b>Jens-Peter Steffen</b> Stopp!	10
<b>Elke Jürgens, Christina Lenz</b> Weltläden	11
<b>Mario Clemens</b> Nicht mit mir!	15
<b>Barbara Müller</b> Kein Pferd für Hitler	17
<b>Heidi Retzlaff</b> Gott sei Dank!	18
<b>Klaus Möllering</b> Wir bauen hier so feste...	20
<b>Jörg Machel</b> Carpe Diem	21
<b>Kindernoster</b> Stolpere nicht - erinnere dich!	22
Das Letzte / Impressum	23
<b>Aktuelle Termine</b> sind nicht hier abgedruckt, sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“, der monatlich erscheint. Sie erhalten ihn in der Gemeinde oder über das Internet.	

Liebe Leserin, lieber Leser!

Größte Baustelle der antiken Welt vor dem Bankrott! Fehlinvestition mit unabsehbaren Folgen! Zehntausend Arbeiter stehen auf der Straße! Der Kapitalmarkt bricht zusammen!

So könnten die Titelzeilen aussehen, wenn Zeitungsleute über das Ende des Turmbaus zu Babel zu berichten hätten. Nach biblischem Zeugnis scheiterte dort ein gigantisches Bauprojekt, weil die Bauarbeiter einander nicht mehr verstanden. Durch göttliche Sabotage endete alles in einem riesigen Zusammenbruch.

In den Redaktionssitzungen der Nachrichtenagenturen wäre dies als Top-Meldung gehandelt worden.

Bad news are good news – so sagen die Journalisten. Schlechte Nachrichten sind gute Nachrichten. Sie haben einen hohen Sensationswert. Weil sich nur schlechte Nachrichten so gut verkaufen lassen, sagen die Journalisten auch: good news are bad news – gute Nachrichten sind schlechte Nachrichten. Mit guten Nachrichten kann man nur schwer Interesse wecken. Gute Nachrichten finden, wenn überhaupt, irgendwo auf der letzten Seite ihren Platz, bei den vermischten Meldungen. Die Titelseite bleibt für Katastrophen reserviert.

Die Gegengeschichte zum Turmbau zu Babel ist eine gute Nachricht: Es ist die Geschichte des Pfingstfestes. Nach Christi Himmelfahrt trafen sich die Jünger Jesu in Jerusalem. Sie predigten vor einer großen Menge und stellten fest, dass sie von allen Menschen verstanden wurden. Plötzlich gab es keine Sprachbarrieren mehr, keine Missverständnisse, keine Zwietracht.

Eine gute Nachricht also – doch wen interessiert das?! Interessiert das wirklich nicht? Interessiert es nicht, wenn Menschen Gutes zu berichten haben? Ich zweifle daran, dass die Auswahl der Nachrichten das wirkliche Interesse des Publikums trifft. Immer häufiger erzählen mir Menschen, dass sie die Nachrichten abschalten, weil sie es leid sind, über eine Viertelstunde vor allem mit Horrormeldungen überschüttet zu werden. Ich kenne viele Menschen, die hören wollen, wo es besser wird auf der Welt, wo gute Ideen zu neuen Wegen führen, wo hoffnungsvolle Ansätze erste Erfolge zeigen.

Deshalb haben wir diese Ausgabe des paternoster den guten Nachrichten gewidmet. Übrigens das griechische Wort Evangelium (eu-angelion) heißt: Gute Nachricht!

Viel Spaß beim Lesen wünscht Ihnen Jörg Machel

# GOOD NEWS AUS DER KIRCHE

Heike Krohn

„Good news are bad news“ heißt ein ungeschriebenes Gesetz in den Medien. Meldungen über sinkende Mitgliederzahlen, Kirchen, die zum Verkauf stehen, der Streit zwischen einem Pfarrer und seiner Gemeinde, diese Nachrichten finden schnell ihren Weg in die Öffentlichkeit. Aber sind Kirchengemeinden und das Engagement der vielen tausend Ehrenamtlichen wirklich so schlecht wie das gefühlte Allgemeinwissen, das meint, mit der Kirche gehe es unweigerlich bergab?

## Wen interessieren noch die Gottesdienste?

Im Jahr besuchen rund 65 Millionen Menschen die Gottesdienste in ganz Deutschland. Weitere 1,4 Millionen verfolgen die wöchentlichen Fernsehgottesdienste in ZDF und ARD. Zum Vergleich: In einer Fußballsaison besuchen insgesamt 13 Millionen Menschen die Fußballstadien.

## Was haben Kirche und Bildung miteinander zu tun?

Diakonie, Kirchengemeinden und Kirchenkreise bieten mehr als 21.000 Plätze in Kindertagesstätten an. Rund 15.000 Schülerinnen und Schüler lernen in evangelischen Schulen, die von Stiftungen, Gemeinden oder dem Diakonischen Werk und Kirchenkreisen getragen werden. Sie sind offen für alle Kinder, unabhängig von ihrer religiösen, ethnischen oder sozialen Herkunft. Die Schulen sind Teil des öffentlichen Bildungswesens.

## Ist die Kirche nicht völlig überaltert?

In der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) ist jedes zweite Mitglied über 50 Jahre alt. Es gibt Kirchengemeinden, in denen sich diese Altersstruktur widerspiegelt und dagegen andere Gemeinden, wie zum Beispiel in Kreuzberg, Prenzlauer Berg oder an der Stadtgrenze von Berlin in Brandenburg, die großen Zulauf von jungen Familien und Kindern haben. Eine Kirchengemeinde ist eine der wenigen Orte in der Großstadt, in der sich Jung und Alt, Rentner und Student, Akademiker und Hartz-IV-Empfänger begegnen, miteinander feiern und sich für gemeinsame Anliegen stark machen.

## Die Kirchen: eine Minderheit?

In Berlin leben rund 22 Prozent evangelische Christen und rund acht Prozent katholische Christen. Mit 30 Prozent sind sie in der Stadt eine große Gruppe. Zur Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz gehören in Berlin rund 650.000 Berlinerinnen und Berliner. 2011 hatten die FDP bundesweit rund 65.000 Mitglieder, Ver.di bundesweit 2,1 Millionen Mitglieder und der Humanistische Verband geschätzte 5000 Mitglieder in Berlin. Zu den beiden großen Kirchen gehören jeweils rund 24 Millionen Menschen in ganz Deutschland.

## Wer will denn nur Orgelmusik hören?

Über 21.000 Sängerinnen und Sänger singen in kirchlichen Chören Berlins, Brandenburgs und der schlesischen Oberlausitz. Bach und Rock, Avantgarde, traditionelle Kirchenmusik und Pop – rund 6.500 Konzerte und musikalische Veranstaltungen finden im Laufe eines Jahres in Kirchen statt. Kultur im Kiez, schnell zu erreichen und auch für alle diejenigen bezahlbar, die sich keine teuren Konzertkarten leisten können.

## Nur singen und beten in der Kirche?

Rund 44.000 Menschen engagieren sich in ihrer Freizeit in der Kirche für Kinder, in Friedensgruppen, für Kranke, Senioren, in Eine-Welt-Läden, in den Gemeindegremien, im Kindergottesdienst, halten Kirchen offen, führen Touristen durch die Gebäude, gestalten in den Synoden das kirchliche Leben mit...

## Was nützt es in der Kirche zu sein?

Beim ADAC weiß jeder, es kommt der „Gelbe Engel“ und macht das liegen gebliebene Auto wieder startklar. Und in der Kirche? Pfarrerinnen und Pfarrer begleiten Menschen an den Wendepunkten des Lebens: zur Geburt eines Kindes, bei der Bitte um Gottes Segen für die Partnerschaft, am Ende des Lebens. In Krisenzeiten leihen sich Menschen die Worte der Bibel, wenn andere Bewältigungsstrategien an ihre Grenzen geraten. Die Kirche bezeugt die Botschaft von der unverlierbaren Würde des Menschen, und dass der Mensch nicht identisch ist mit der Summe seiner Leistungen und seiner Fehler.

# Geld macht Freunde



Jörg Machel / „Ihr sollt nichts mit auf den Weg nehmen,“ sagt Jesus seinen Freunden, „weder Stab noch Tasche noch Brot noch Geld.“ Und es gibt nicht wenige Christenmenschen, die finden, dass wir uns dieses Jesuswort viel stärker zu Herzen nehmen sollten.

Die Ängste um den Euro und die Diskussion über seine Stabilität halte ich für einen guten Anlass, mal wieder darüber nachzudenken, wie wichtig uns das Geld ist: Auch noch so pathetische Nachrufe auf die guten Zeiten der D-Mark sollten uns nicht darüber hinwegtäuschen – Geld ist kein letzter Wert.

Das ruft ein paar nostalgische Erinnerungen an die weiche Mark im Osten wach. Wie wunderbar ließ sich früher doch witzeln. „Wie bekommt man zwei Parteifunktionäre in eine Mülltonne? – Indem man eine Westmark hineinwirft!“ Kurz war so ein Witz und entlarvend. Das unausweichliche Scheitern des Staatssozialismus an seinen ökonomischen Widersprüchen war in diesem schnodderig hingeworfenen Frage- und Antwortspiel schon lange vor der Wende zu erahnen.

Allerdings habe ich Geld auch nie wieder als so nebensächlich empfunden wie zu meiner Studentenzeit in der DDR. Wir hatten nur wenig davon, aber auch mit mehr hätten wir

kaum etwas anfangen können. Alles, was uns wichtig war, kostete nicht viel: Bücher, Kinokarten und selbst Cafébesuche waren preiswert.

Das eigentliche Problem bestand darin, dass es von allem zu wenig gab. Kultur war zwar billig, aber schwer zu bekommen. An Autos, Fernreisen, Luxus war ohnehin nicht zu denken. Und so ging es vor allem darum, den Kellner gnädig zu stimmen, um platziert zu werden, dem Bauarbeiter eine Opernkarte abzuschwatzen und eine Buchhändlerin kennen zu lernen, um den neuen Roman von Christa Wolf zu ergattern.

Mit dem Einzug der Westmark fand der Tauschhandel sein Ende. Manche bedauern das bis heute. Und ärgern damit all jene, denen dieses zum Teil entwürdigende Feilschen und Sich-arrangieren-Müssen zuwider war.

Die meisten Menschen haben sehr schnell erfasst, welche Freiheit es mit sich bringt, die Alltagsgeschäfte mit Geld abwickeln zu können, das tatsächlich etwas wert ist. Aber auch die problematische Seite des Geldes ist offensichtlicher geworden, seit es einen realen Wert darstellt. Gerade verantwortungsvolle Menschen fragen sich immer wieder, ob unser Geld tatsächlich nur dazu dient, die Geschäfte besser zu erledigen oder ob es nicht unter der Hand zum Götzen

geworden ist. Da hat Jesus noch einen zweiten Tipp parat. Er sagt: „Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon!“

Jesus misstraut dem Geld, meist ist es „ungerechter Mammon“, den die Leute da ansammeln. Doch wenn er sich schon angesammelt hat, dann sollte er wenigstens richtig genutzt werden, so rät er den Reichen.

Eigentlich überraschend, dass Jesus ganz unverhohlen auf den eigenen Vorteil zielt, wenn er dazu rät, sich mit Geld Freunde zu machen. Ein sympathisch subversiver Gedanke! Jesus sagt nicht: Gib anderen etwas, damit du ein guter Mensch wirst oder weil man das in seiner Nachfolge so tut. Er sagt vielmehr: Gib dein Geld für andere Menschen aus und du wirst sehen, dass es sich lohnt für dich. Mach sie zu Freunden.

Beispiele gäbe es viele: Wenn ich etwa sehe, in welchem Wohlstand manche alte Menschen vereinsamen, dann frage ich mich, warum laden sie nicht Bekannte zum Essen ein? Warum sponsern sie nicht das Studium der Großnichte und lassen sich regelmäßig von ihr erzählen? Warum engagieren sie nicht einen Vorleser für gemütliche Abendstunden? Auch mit Hilfe des Euro ist ein Geben und Nehmen denkbar, das allen nutzen würde.

# Ein Fall für Papa

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE  
Wie ein Melancholiker ein Kind rettete -  
und sich gleich mit

DER SPIEGEL - 29.11.2010 von Ralf Hoppe / Ein Kind fällt aus dem Himmel. Es ist der Himmel über Paris, über dem 20. Arrondissement, unweit der Metro-Station Porte de Vincennes. Der Himmel ist an diesem Tag grau und fahl, und der Körper dreht sich im Fallen, es ist ein kleiner Junge, an den Füßen blaue Stoppersocken, 17 Monate, öligschwarz die Haut, die Eltern stammen aus Zentralafrika, er hat auf dem Balkon gespielt, und dann ist er durch die Gitterstäbe gegliitten ... > mehr

aus: SPIEGEL 48/2010, S. 59  
Mit freundlicher Genehmigung des SPIEGEL-Verlages

Denn er hat seinen Engeln  
befohlen über dir, daß sie  
dich behüten auf allen  
deinen Wegen,  
das sie dich auf Händen  
tragen und du deinen Fuß  
nicht an einen Stein stoßest.

Psalm 91, 11-12



# Emmaus

## Die Sieben-Tage-Kirche

Sonntag



Gottesdienst

Café



+ w-lan



Media-  
tion

Yoga



Welt-  
laden

Chor



Internet  
Café



Unterstützt die **Welt!** Trinkt **Weltcafé**



Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin [www.emmaus.de](http://www.emmaus.de)

# Es hat gelohnt

## Wie aus dumpfer Wut verhaltener Stolz wird

Ulrich Wimmer / I. Nachdem ich zur Vorbereitung des Mediationsgespräches die Prozessakten durchgesehen habe, bin ich etwas ratlos. Meist findet sich in den Anwaltsschriftsätzen oder in den Anlagen irgendein Hinweis darauf, was die Beteiligten motiviert haben könnte, nach jahrelangem Prozessieren das direkte Gespräch zu suchen. Manchmal sind es wichtige persönliche oder familiäre Beziehungen, die nicht durch ein gerichtliches Urteil endgültig zerstört werden sollen. Manchmal soll ein langjähriger guter geschäftlicher Kontakt doch noch gerettet werden. Und manchmal führt die Erschöpfung nach jahrelangem teuren Rechtsstreit die Prozessparteien zu dem Versuch, die Angelegenheit im Gespräch doch selbst zu regeln.

Aber hier? Keine Spur in der Akte in eine dieser Richtungen. Der Beklagte: Vater eines Studenten. Die Klägerin: Eine Behörde, die etliche Semester lang an den Studenten Ausbildungsförderung gezahlt hat und diese Zahlungen teilweise vom unterhaltspflichtigen Vater zurückfordert. Viele Zahlenkolonnen, ordentlich aufaddiert, Querstriche, Summen, Forderungsschreiben, Fristsetzungen, Verzugszinsen. Behördenroutine wahrscheinlich. Worüber wollen die miteinander reden?

II. Zwei Sachbearbeiter nehmen am Mediationstisch Platz. Gut vorbereitet, Mappen voller Excel-Tabellen, Verwaltungsvorschriften griffbereit.

Auf der anderen Seite der Vater. Vielleicht Mitte Fünfzig, bodenständig, Handwerker, wirkt etwas aufgeregt. Zögerlich beginnt er zu erzählen. Von seinem großen Glück, als der Junge damals geboren wurde. Von der Verzweiflung, nachdem ihn die Mutter alsbald verlassen und den Sohn mitgenommen hatte. Über die

unerfüllte Sehnsucht, den Jungen aufwachsen zu sehen und sein Vater sein zu dürfen. Ja, sein Sohn habe sich zu Beginn des Studiums noch einmal bei ihm gemeldet. Nein, der Kontakt sei wieder eingeschlafen; dem Sohn sei es hauptsächlich um Geld gegangen. Dabei habe er doch für ihn Unterhalt gezahlt, regelmäßig, denn er sei doch der Vater. Und auch an die Behörde habe er während der Studienzzeit gezahlt. Nachdem er dort vorgesprochen habe, hätte er gedacht, die Angelegenheit sei jetzt erledigt. Aber wenn noch etwas zu zahlen sei, werde er das tun. Er stehe für seine Schulden ein.

Über diese Bemerkung finden die Sachbearbeiter aus einer erkennbaren Beklommenheit über die traurige Geschichte den Weg zurück ins Gespräch über Geld. Wieviel noch zu zahlen sei, hätten sie ja schon schriftlich mitgeteilt. Aber sie könnten das auch nochmal genauer erläutern.

Tabellen, Zahlenreihen, Resultate. Der Vater versucht, sich zu konzentrieren. Doch er wirkt abwesend, traurig, etwas vornüber gebeugt.

Das Gespräch stockt.

III. Ein Sachbearbeiter betrachtet nachdenklich ein Papier, das er aus seinen Unterlagen gezogen hat. „Immerhin hat Ihr Sohn ja ein ausgezeichnetes Examen gemacht“, sagt er zum Vater. „Ich kenne mich da ein bisschen aus bei diesen Ingenieurstudiengängen. So gute Zensuren wie in diesem Abschlusszeugnis gibt es da nicht oft. Könn'se stolz drauf sein, auf Ihren Sohn“.

Er reicht dem Vater, der verständnislos schaut, das Papier: „Wussten Sie das nicht?“

„Nein. Er hat einen Abschluss gemacht?“. Er nimmt das Zeugnis in die Hand, liest, schweigt. Er wird das Papier bis zum Ende des Gesprächs

nicht mehr loslassen, hält es weiter fest in seiner Hand, ganz fest.

IV. Die Teile fügen sich zusammen. Sinn wird spürbar. Ich höre mich davon reden, dass es auch sein Zeugnis sei, dass er mit seinen Zahlungen seinem fernen Sohn den Weg zu diesem Abschluss geebnet habe. Der Vater schweigt, schaut mich an, schaut das Papier in seiner Hand an, nickt unmerklich.

V. Die Sachbearbeiter tuscheln, erkennbar verlegen durch diese Entwicklung. Möglicherweise gäbe es noch eine Ausnahmeregelung, die man hier anwenden könne, irgendeinen Absatz 2 Ziffer 4. Sie rechnen. Sie rechnen so lange, bis ihre Forderung um 2.000,- EUR vermindert ist, wegen der Ausnahmeregelung. Und eine Ratenzahlung des verbleibenden Betrages sei selbstverständlich möglich.

Der Vater ist einverstanden. Ich protokolliere die Zahlungsvereinbarung als gerichtlichen Vergleich. Der Prozess ist damit beendet.

VI. Ob ich ihm eine Aktenmappe geben könne für die Zeugniskopie, fragt der Vater, der keine Aktentasche dabei hat. Ich finde in den Akten des Prozesses eine leere Mappe, die jetzt nicht mehr benötigt wird. Behutsam legt er das Zeugnis hinein, schüttelt mir die Hand.

Die Sachbearbeiter haben ihre Excel-Tabellen verstaut, verabschieden sich, müssen zurück ins Büro.

Ich schaue dem Mann mit der Mappe nach, der langsam die Straße am Gerichtsgebäude entlanggeht. Für einen Moment setze ich mich nochmals an den Tisch im Mediationsraum. Tabellen, Mappe, die Sachbearbeiter, der Vater – alle weg.

Aber mir ist, als sei der Raum übervoll, geradezu erfüllt.

# Besser, du weißt es

## Über den Umgang mit schlechten Nachrichten

Christiane Bertelsmann / „Es gibt nichts mehr, was wir für Sie tun können...“

Diesen Satz sollten Ärzte lieber nicht zu todkranken Patienten sagen. In Seminaren und Kommunikationskursen lernen Mediziner, wie man Patienten schlechte Nachrichten nahebringt

Frank und Simone sitzen da wie vom Blitz getroffen. Der Arzt ringt nach Worten. „Man muss sagen, dass es kein gutartiger Tumor ist“, setzt er an. Langsam und leise spricht er, behutsam. Frank starrt. Fassungslos. Simone weint still. Der Arzt zeigt mit seinem Kugelschreiber auf das Ultraschallbild. „Aber das Bild, das haben Sie verstanden?“ fragt er. Dann klingelt sein Handy. Er greift danach wie der Ertrinkende nach dem Rettungsring. Als das Telefongespräch fertig ist, stammeln Frank und Simone noch ein paar Fragen. Dann gehen sie. Simone wischt die Tränen ab. Der junge Arzt bleibt zurück.

In dem Film „Halt auf freier Strecke“ beschreibt Filmemacher Andreas Dresen den Leidensweg von Frank, bei dem ein tödlicher Hirntumor diagnostiziert wurde. Die Szene, in der der Arzt Frank und seiner Frau die Diagnose überbringt, ist eine der intensivsten – gerade weil sie so alltäglich, so unspektakulär gezeigt wird.

Es gehört zum Arbeitsalltag von

Ärzten, dass sie schlechte Nachrichten überbringen müssen. „Das tun wir nicht gern. Und manche von uns drücken sich gerne davor. Gut ist das nicht“, schreibt ein Mediziner in einem Ärzteblog. Viele Kliniken schulen ihre Ärzte, um sie auf diese schweren Situationen besser vorzubereiten. So bietet die Ärztekammer Berlin ein Seminar an, in dem Mediziner in nachgestellten Szenen mit Schauspielern lernen, wie man das gut hinkriegt mit den schlechten Botschaften. Breaking bad news nennen Fachleute diese Methode, schlechte Nachrichten gut verpacken.

Noch bis vor wenigen Jahren war es nicht unüblich, Patienten schlechte Nachrichten zu verschweigen. Inzwischen weiß man aber, dass Menschen die Wahrheit – auch wenn sie grausam ist – besser verkraften als eine Lüge.

Krankenhäuser wie die Uniklinik Bonn haben als Leitfaden einen Sechs-Schritte-Plan für das Überbringen schlechter Nachrichten aufgestellt. Der kann zum Beispiel so aussehen:

**Schritt 1:** Geschützte Umgebung schaffen, eventuell mit Vertrauensperson

**Schritt 2:** Offene Fragen zur Einschätzung der Patientenwahrnehmung („Was wissen Sie bisher

über Ihre medizinische Situation?“)

**Schritt 3:** Einschätzen der Bereitschaft, die schlechte Nachricht aufzunehmen.

**Schritt 4:** Warnung vor der Mitteilung der Nachricht.

**Schritt 5:** Unterstützung signalisieren (Gefühle der Patienten benennen und Raum für Emotionen geben.)

**Schritt 6:** Bilanz ziehen, weiteres Vorgehen besprechen.

Schritt vier und fünf sind sicher am kritischsten. „Es gibt nichts mehr, was wir für Sie tun können“ – auf diesen Satz, oft in Filmen gehört, sollten Mediziner verzichten. Psychologen raten dazu, die schlechte Nachricht in kurze, verständliche Botschaften zu verpacken – so lässt sie sich leichter schlucken.

Der Film „Halt auf freier Strecke“ geht nicht gut aus. Und doch bleibt die Hoffnung. Die Hoffnung auf etwas, das nach dem Leben kommt. Genährt wird sie daraus, dass Frank sich durch seine Familie und seine Freunde getragen fühlt. Simone ist bei ihm, als er erfährt, dass er sterben wird. Sie leidet mit ihm, sie ist bei ihm. Und versucht dennoch so gut sie kann, ihr Leben zu leben. Frank gibt das Kraft und Hoffnung. Hoffnung, die aus der Liebe wächst.



## STOPP! Für ein grundsätzliches Verbot der Ausfuhr von Kriegswaffen und Rüstungsgütern im Grundgesetz

Jens-Peter Steffen / Die gewalttätigen Konflikte und Kriege auf dieser Welt werden durch das internationale Geschäft mit Waffen und Rüstungsgütern befeuert. Dabei spielt Deutschland eine unrühmliche Rolle. Die gute Nachricht ist, dass es viele Organisationen und Menschen gibt – gerade auch im kirchlichen Bereich –, die gegen dieses Geschäft mit dem Tod antreten. Dieses gemeinsame Ziel hat im vergangenen Jahr zur Gründung einer speziellen Kampagne gegen Waffenexporte aus Deutschland geführt. Seit dem November 2011 hat Frau Prof. Margot Käßmann die Schirmherrschaft über diese Kampagne übernommen.

„Um unser Ziel des grundsätzlichen Verbots des Waffenhandels zu erreichen, brauchen wir das breite gesellschaftliche Bündnis dieser Kampagne“ begründet Margot Käßmann ihr Eintreten für die „Aktion Aufschrei“.

Wie wichtig die öffentliche Information über und der Einsatz für ein Ende dieser Exporte ist, verdeutlicht der aktuelle SIPRI-Bericht über die Entwicklung des weltweiten Waffenhandels: Deutschland steht mit einem Exportanteil am Weltmarkt von 9 % weiterhin an dritter Stelle hinter den USA und Russland. Werden Frankreich und Großbritannien dazu addiert, dann verbuchen diese fünf Staaten 75 % der weltweiten Waffenexporte! Identische Zahlen liefert auch der aktuelle Rüstungsexportbericht

der Gemeinsamen Konferenz Kirche und Entwicklung.

Konkret beschloss Deutschland im Jahr 2011, den Verkauf eines sechsten U-Bootes der Dolphin-Klasse an Israel durch erhebliche Preisnachlässe (135 Mio. EUR) zu fördern. Diese U-Boote lassen sich als Trägersystem für Atomraketen nachrüsten. Mit Algerien wurden Verträge über große Lieferungen an gepanzerten Fahrzeugen, Schiffen, elektronischer Ausrüstung und anderem militärischen Material abgeschlossen. Bekannt ist auch die Genehmigung der deutschen Regierung für den möglichen Verkauf von 200 Leopard-II-Panzern an Saudi Arabien. Die öffentliche Debatte um diesen letztgenannten Waffendeal ist besonders heftig im Hinblick auf die kritische Lage der Menschenrechte in Saudi Arabien. Weitere Länder mit erheblichem Waffenimport aus Deutschland sind die hoch verschuldeten NATO-Partner Portugal und Griechenland.

Doch nicht nur die Aufrüstung anderer Länder mit großen Waffensystemen stellt ein erhebliches Krisen- und Kriegspotenzial dar. Für die Kampagne ist besonders wichtig, auf die Folgen des Exports sog. Kleinwaffen hinzuweisen. Oft wird auch noch gegen existierende Richtlinien verstoßen. Ein Beispiel: Laut Medienrecherchen wird vermutet, dass mexikanische Polizisten am 12. Dezember letzten Jahres höchstwahrscheinlich mit Sturmgewehren vom Typ G36 zwei protes-

tierende Studenten erschossen. Diese Waffen der Oberndorfer Waffenschmiede Heckler & Koch hätten nach deutschen Exportvorgaben nie in die Hände der Beamten gelangen dürfen. Die Auflage des Bundesausfuhramtes für die Lieferung der 8.710 G36-Gewehre war, dass die Waffen nicht an Polizeikräfte mexikanischer Bundesstaaten geliefert werden durften. Nach einer Anzeige eines der Kampagnensprecher, Jürgen Grässlin, gegen Heckler & Koch ermittelt die Stuttgarter Staatsanwaltschaft.

Angesichts dieser Realitäten zielt die Kampagne auf die Verankerung eines grundsätzlichen Verbots der Ausfuhr von Kriegswaffen und Rüstungsgütern im Grundgesetz. Auf internationalem Parkett will sie die Ausformulierung des für den Juli geplanten Waffenhandelsabkommens (Arms Trade Treaty, ATT) beeinflussen. Gefordert werden mehr Transparenz bei Rüstungsexporten und das Verbot von Waffenlieferungen, mit denen in den Empfängerländern schwere Verletzungen der Menschenrechte und des humanitären Völkerrechts begangen werden könnten.

Über die Webseite der Kampagne können Materialien bestellt und viele weitere Informationen bezogen werden: [www.aufschrei-waffenhandel.de](http://www.aufschrei-waffenhandel.de)

*Dr. Jens-Peter Steffen ist Mitarbeiter der Int. Ärzte für die Verhütung des Atomkrieges e.V.. Die IPPNW ist Gründungsmitglied der Kampagne.*

# Weltläden

## Faires Handeln – Schnapsidee oder Erfolg?

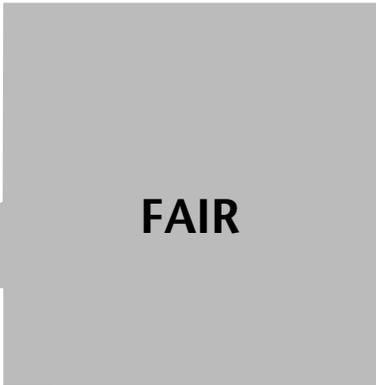
Elke Jürgens, Christina Lenz / Anfang der 80er Jahre haben wir wohl den furchtbarsten Kaffee unseres Lebens getrunken: Kaffee aus Nicaragua, kurz Sandino-Dröhnung genannt. Er war schwarz, bitter und nur mit viel Milch zu genießen, da wir sonst Magenschmerzen bekommen hätten. Aber wir waren uns alle einig: dieser Kaffee musste getrunken werden, schließlich hatten wir ein politisches Bewusstsein und wollten den Kleinbauern in der damals noch so genannten Dritten Welt zum besseren Auskommen verhelfen. Also kauften wir in den aufkommenden kleinen Dritte-Welt-Läden ein. Neben dem Kaffee fanden wir in allen Wohnungen und Studentenzimmern auch die bekannten Blumenampeln, die das Aushängeschild für politisches Denken und Handeln waren. Ein drittes Produkt fand sich bei allen Studierenden: das recycelte graue Papier, das immer ein wenig schmutzlig aussah. Die Fachhochschule sah es nicht gern, wenn wir auf der Druckmaschine mit diesem Papier die nötigen Kopien zogen, denn der Feinstaub war für die Maschinen nicht gut und hat sie verschmutzt. Darüber setzten wir uns hinweg, das war uns egal, es musste sein, schließlich setzten wir uns für eine gerechtere Welt mit eben diesem Papier ein. Und für alle sichtbar trugen wir die braune Einkaufstasche mit dem Schriftzug „Jute statt Plas-

tik“, daran konnten alle uns entgegenkommenden Passanten erkennen, welcher Gesinnung wir waren.

Das zarte Pflänzchen von einst, die Weltladenidee, ist gewachsen und stabil geworden. Es hat Ableger bekommen und sich räumlich ausgebreitet, auch die Produkte sind vielfältiger geworden. Wie aber fing alles an?

„Fairer Handel statt Almosen“ hieß im Jahr 1964 das Motto, unter dem Entwicklungsländer die Industrieländer aufgefordert hatten, bewusster und gerechter einzukaufen. Die Idee des Fairen Handels wurde verbreitet, der erste Laden 1969 in den Niederlanden eröffnet. In Deutschland gründeten 1970 die Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend und der Bund der Deutschen Katholischen Jugend die „Aktion Dritte-Welt-Handel“, um entwicklungspolitische Aktionsgruppen zu unterstützen. Es wurden Kontakte zu Kleinbauern, Genossenschaften, Handwerkern, Plantagenarbeitern, Kleinfirmen u. ä. in Afrika, Asien und Lateinamerika geknüpft und ausgebaut. Es entstanden Partnerschaften und Abkommen. So kam es zu Verhandlungen und Einkäufen direkt bei den Erzeugern, mit denen auch die Preise für die jeweiligen Produkte ausgehandelt wurden, d. h. die Produzenten konnten von nun an von ihren Erzeugnissen leben und überleben. Das Mehreinkommen aus diesem

Fairen Handel ohne Zwischenhändler wurde und wird bis heute von den Produzenten für Sozialprojekte, Schulbildung, Verbesserung der Infrastruktur, ökologische Investitionen usw. verwendet. Alle Produkte müssen seit den 1990er Jahren mit dem



**FAIR**

TransFair-Siegel zertifiziert sein, so lautet die Auflage.

Schaut man sich einmal einen Weltladen von innen an, so ist heute das Angebot viel größer als vor 30 Jahren. Die Blumenampeln sind in der Regel verschwunden, sie waren nur lästige Staubfänger. Einkaufsbeutel aus Stoff haben sich seit Jahren durchgesetzt, es gibt sie in vielen unterschiedlichen Farben mit vielfältigen Motiven. Bunte Körbe, Lederwaren, Schmuck, aus Altmetall recycelte kleine Autos, Schiffe und Flugzeuge, Tücher aus Seide und Baumwolle, Musikinstrumente, Kerzen, Dekorationsmaterial, Kosmetika und Lebensmittel aller Arten füllen die Regale und Schränke. Ständig werden in den Partnerländern neue Genossenschaften gesucht, um ihnen die Möglichkeit zu geben, über ihre hergestellten Produkte an dem Fairen Handel teilzuhaben. Wir sind zu einer Welt zusammen gewachsen. Das zeigt sich auch an der Anzahl der Weltläden in Deutschland: waren es 1987 noch 350 Läden, so gab es 2007 schon 836, europaweit sind es derzeit ca. 2.500 Läden. Daneben wird in vielen kirchlichen Gemeinden und Gruppierungen nach Veranstaltungen und Gottesdiensten ein kleiner Stand aufgebaut, der ein minimales Angebot bereit hält.



**HANDELN**



# Faire Welt Messe 2012

in der Emmaus-Kirche



Neben den Weltläden finden wir inzwischen auch in den Supermärkten ein Angebot an fair gehandelten Waren wie Kaffee, Tee, Schokolade und Reis. Im Gegensatz zu den Weltläden erhalten die KundInnen hier jedoch keinerlei Informationen zu den Produkten und ihren Produzenten aus den unterschiedlichen Ländern. Daraus wird ersichtlich, dass die Weltläden nach wie vor die Fachgeschäfte des Fairen Handels sind. Positiv an dem breiteren Angebot ist jedoch, dass die Nachfrage steigt. Das Umdenken vieler Menschen war einst das Ziel der Weltladeninitiatoren, und es ist aufgegangen. Der Umsatz an fair gehandelter Ware steigt unaufhörlich. 2010 gaben die Menschen in Deutschland 412 Millionen Euro für fair gehandelte Ware aus. Viele fair gehandelte Lebensmittel werden ökologisch erzeugt, dürfen aber nicht die Aufschrift „Bio“ tragen. Zur Zeit ist nur die Hälfte der Waren aus Fairem Handel bio-zertifiziert. Die Produkte haben dennoch häufig einen sehr viel höheren Bioanteil. Die Zertifizierung ist nicht der einzige Beweis für eine ökologisch verträgliche Herstellung. Der Prozess der Zertifizierung ist vor allem eines: extrem teuer für die Produzenten. Die überprüfenden Experten müssen finanziert werden, der bürokratische Aufwand ist sehr hoch. Wenn ein Produzent seine Ware in unterschiedliche Märkte wie die EU, die USA, Japan oder Südafrika einführen möchte, muss er sich nach den jeweiligen nationalen Richtlinien zertifizieren lassen. Viele Kleinbauern arbeiten traditionell ohne Chemie und bauen damit biologisch an – auch ohne Zertifikat. Hier muss weiterhin Aufklärungsarbeit betrieben werden.

In unserer Emmaus-Kirche gibt es seit September 1998 einen Weltladen, der von ehrenamtlichen MitarbeiterInnen geöffnet und betrieben wird. Neben dem Verkauf beteiligt sich die Gruppe auch an politischen Kampagnen und leistet Informationsarbeit zu Fra-

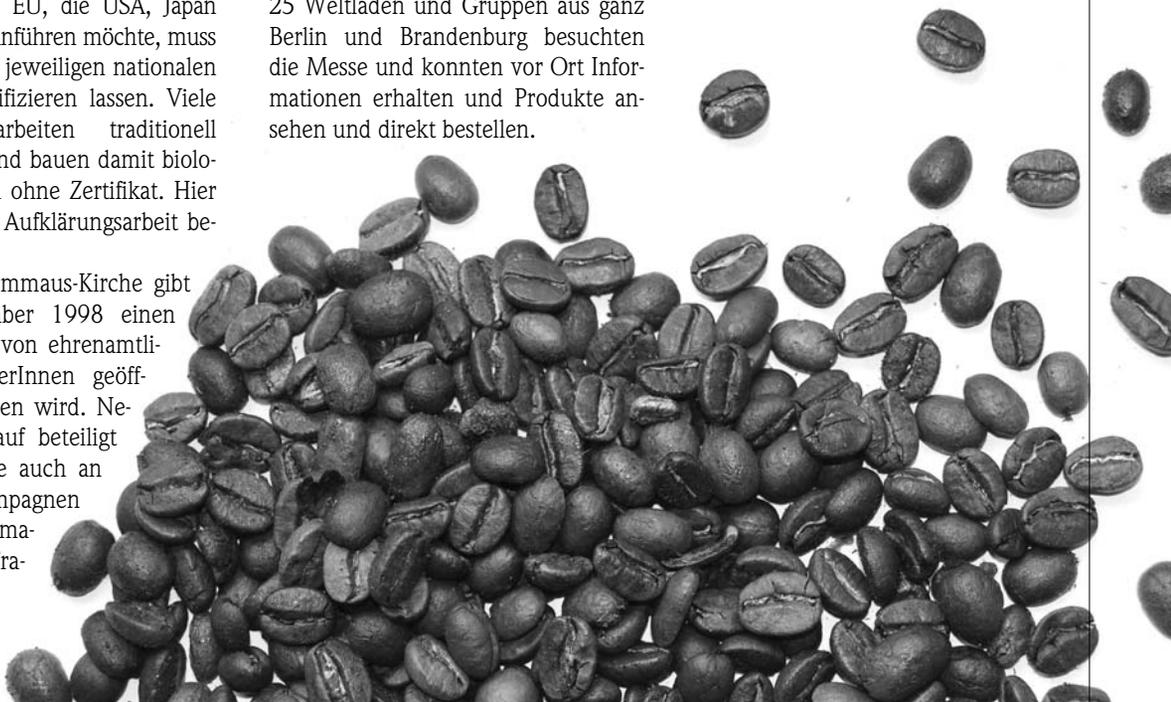
gen des Fairen Handels. Einige Informationsveranstaltungen wurden schon durchgeführt. Wir ermuntern Sie, diesen Laden einmal zu besuchen. Kleine Geschenke finden sich hier immer wieder, Sie können auch die Kataloge einsehen und Waren gezielt bestellen. Hier werden Schulklassen und Konfirmandengruppen auf das Thema des Fairen Handels aufmerksam gemacht. Der Laden ist inzwischen im Kiez verwurzelt.

Eine Herausforderung für alle Mitarbeitenden war die kleine Fair-Handels-Messe, die im März 2012 zum zweiten Mal in der Emmaus-Kirche stattgefunden hat. 12 Aussteller aus ganz Deutschland haben Produkte der unterschiedlichsten Art vorgestellt und über ihre Partner in den verschiedenen Ländern Auskunft gegeben. Es war ein schöner und bunter Markt, man konnte die Produkte anfassen, ausprobieren, kleine Kostproben naschen und ins Gespräch kommen. Es ist immer wieder erstaunlich, wie bunt die Palette der zu verkaufenden Ware ist. Neben gestrickten Kleidungsstücken aus Alpaka- und Schafwolle gab es wunderschöne Weingläser mit eingearbeiteten Elefantenköpfen, Taschen aus Naturlatex und Sägespänen, weiche Ledertaschen und viele andere nützliche Dinge. Kontakte wurden geknüpft und bleiben hoffentlich bestehen. Ungefähr 25 Weltläden und Gruppen aus ganz Berlin und Brandenburg besuchten die Messe und konnten vor Ort Informationen erhalten und Produkte ansehen und direkt bestellen.

### Eine kleine Kaffeeanekdote am Rande:

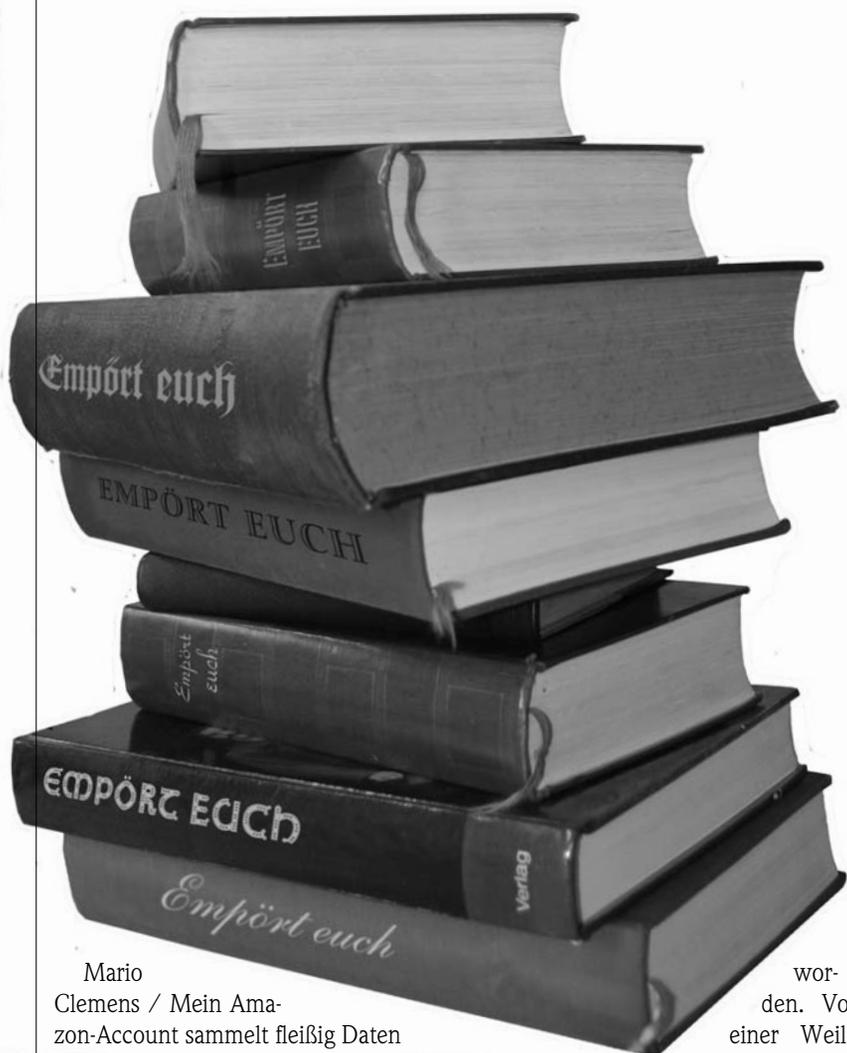
Nachdem der Kaffee in Europa getrunken wurde, gab es auch Widerstände gegen das Getränk. Papst Clemens VIII. hielt allerdings Fanatikern, die das „Gebräu des Satans“ untersagen wollten, entgegen, das Getränk sei so köstlich, dass es eine Sünde sei, es nur Ungläubigen zu überlassen.

Ja, wir sind von der Idee des Weltladens nach wie vor begeistert. Besonders freuen wir uns, dass wir schon längst nicht mehr die Sandinodröhnung trinken müssen, sondern auch schonenderen Kaffee genießen können, selbst entkoffeinierter Kaffee ist im Angebot. Wir können unter unendlich vielen Sorten probieren, welcher uns am besten schmeckt. Wir wissen heute aber auch, dass es bei der Aufbereitung von Kaffee von unterschiedlichen Faktoren abhängt, wie der Kaffee als Endprodukt schmeckt. Da sich viele Kleinbauern aufwändige und teure Technik nicht leisten konnten, mussten sie auf einfache und recht primitive Mittel zurückgreifen. Heute haben sie sich zu Kooperativen und Genossenschaften zusammengeschlossen und leisten sich gemeinsam Maschinen, damit uns der Kaffee wieder schmeckt, auch wenn er aus Nicaragua kommt.



# Nicht mit mir!

Sie empörte mich nachhaltig und  
ich war ihr dankbar dafür



Mario Clemens / Mein Amazon-Account sammelt fleißig Daten über mein Kaufverhalten, um mir dann maßgeschneiderte Empfehlungen auszusprechen: „Hallo Mario Clemens, wir haben neue Empfehlungen für Sie!“ „Hallo lieber Amazon-Account, ich bin leider mal wieder pleite, aber danke, ich werde die Empfehlung auf meinem Wunschzettel speichern“. Natürlich finde ich diese Art der personalisierten Werbung perfide, doch andererseits interessieren mich die meisten der vorgeschlagenen Bücher wirklich. Viele habe ich bereits gekauft, einige auch gelesen und in der Folge sind die Empfehlungen immer spannender ge-

wor-  
den. Vor  
einer Weile  
wurde mir ein  
Pamphlet mit dem Titel ‚Empört Euch!‘ angeboten. „Nicht mit mir“, dachte ich, „ich kaufe doch kein kapitalismuskritisches Manifest bei Amazon! Die syrischen Rebellen bestellen ihre Waffen ja auch nicht direkt bei Assad, oder?“ Zugegeben, es ist nicht immer ganz leicht zu sagen, wo die Waffen herkommen, wer hier gegen wen und für was kämpft. Wenn es in Syrien in den letzten Wochen einen Fortschritt gab, dann war es wohl ein Gewinn an Klarheit, ein klar identifizierbares Schwarz vor einem durch den Kontrast ein wenig aufgehellten

Grau. Sprach für Assad anfangs noch die Stabilität und die Wahrung eines Status quo, an dem zumindest die religiösen Minderheiten interessiert waren, weil sie fürchteten die Dinge könnten sich nach einem Machtwechsel für sie zum Schlechteren wenden, so spricht heute rein gar nichts mehr für Assad.

Seit ich vor einiger Zeit angefangen habe, mich für Politik zu interessieren, leide ich unter dem Mangel an eindeutigen Fronten. So vieles widersetzt sich einer wohlthuenden Parteinahme, einem eindeutigen Dafür oder Dagegen. Mir jedenfalls scheint es immer so, als wüsste ich noch nicht genug, um Stellung zu beziehen. Dieses Gefühl treibt mich einerseits zwar an, mehr zu lesen – weshalb ich wohl auch so pleite bin und es Amazon so gut geht –, andererseits aber hindert es mich, Partei zu ergreifen und in irgendeiner Form politisch aktiv zu werden. Muss es aber erst so weit kommen wie in Syrien, damit ich klar sehen kann, wo ich stehen will?

Sicher sind mir die Kommilitonen suspekt, die wie ich seit letztem Herbst Friedens- und Konfliktforschung studieren und denen es nicht einfallen würde, Leistungen zu erbringen, die über das obligatorische Pensum hinaus gingen und für die soziale Engagement gleichbedeutend ist mit einer Verbesserung der persönlichen Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Doch nicht weniger suspekt ist mir jene Fraktion, die mit marxistischem Halbwissen meint, das System durchschaut zu haben und die Kiffen als Protestform verklärt.

Vor einigen Wochen hatte ich dann mein persönliches Syrien-Erlebnis. Im Rahmen einer Exkursion à la „Wir treffen unsere zukünftigen Arbeitgeber“ (einige Kommilitonen trugen Anzughosen und Lackschuhe!)



haben wir der Hamburger Forschungseinrichtung ISFH einen Besuch abgestattet. Das ISFH versteht sich als Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik. Im Rahmen eines Vortrags erfuhren wir, wie sehr das ISFH doch die enge Kooperation mit der Bundeswehr schätze. Schon der Gründer des Instituts – so erfuhren wir bereits in den ersten Minuten – sei zugleich am Aufbau der Bundeswehr beteiligt gewesen. Schon hier stellten sich bei mir die Nackenhaare auf, doch das alte Lied: Ich wollte das Kooperationsmodell nicht pauschal verteufeln. Was wusste ich schon über die (vielleicht trotz allem hervorragenden) Forschungsleistungen des Instituts. Dann aber kam die junge Dozentin meiner Unsicherheit

entgegen und setzte meinem Wankelmut ein Ende. In einem einstündigen Vortrag analysierte sie das was sie „maritime Piraterie“ nannte. Es gebe friedensbewegte Gutmenschen, die meinten, die somalischen Piraten in Schutz nehmen zu müssen. Doch wer denke dann noch an die armen Kapitäne der europäischen Handelsschiffe. Um diese vermeintliche Alternative zwischen dem Verständnis für die Situation der somalischen Piraten und dem Verständnis für die Situation der Kapitäne zu untermalen, wurde ein zehnminütiger Film eingespielt, in dem ein Kapitän indischer Herkunft von seinem traumatischen Erlebnis eines Piratenüberfalls berichtete. Der Film war mit Klaviermusik untermalt und zeigte außer der Per-

spektive des Kapitäns nur noch die eines Offiziers, der als Problemlösung Schulungen zur Selbstverteidigung für die Kapitäne und erhöhte Militärpräsenz empfahl. Der Vortrag ging in diesem Stil weiter, wobei ich immer wieder Hoffnung schöpfte, er könne doch noch eine Wende nehmen: So horchte ich auf, als die Dozentin darauf verwies, dass man nicht nur die Symptome, sondern eben auch die Ursachen bekämpfen müsse. „Wenn sie jetzt etwas Kluges sagt, dann Schwamm drüber, dann wäre ich sofort bereit den Vortrag bis hierher zu vergessen.“ Doch was dann kam, verschlug mir die Sprache: Die Symptome, so hieß es nun, seien die konkreten Überfälle durch somalische Piraten auf zumeist europäische Handelsschiffe – soweit sah ich das ähnlich. Die Ursachen lägen jedoch auf dem

Festland, hier gebe es eine regelrechte Piratenökonomie, die es zu zerstören gelte, wollte man den Piraten auf dem Wasser langfristig das Handwerk legen. Ich denke, man braucht kein Marxist zu sein, um dieses Verständnis von Ursache und Symptom für etwas zu kurz gegriffen zu halten.

Als sie am Ende gelangweilt fragte, ob es noch Anmerkungen oder Rückfragen gäbe, platzte es aus mir heraus: Meine Stimme zitterte und die Worte überschlugen sich, aber das war mir jetzt scheißegal. Nachdem ich meinen Einwänden, meinen Zweifeln und meiner Empörung Luft gemacht hatte, tat mir die Dozentin schon fast wieder leid, denn eigentlich war ich ihr dankbar. Immerhin hatte sie mir gezeigt wo ich nicht stehen will, wie ich niemals denken will und dass es auch in Deutschland etwas gibt, das ich, ohne noch ein einziges weiteres Buch zu lesen, als grundfalsch identifizieren kann und wogegen anzukämpfen sich lohnt. Dass sich diese Frau später als Ansprechpartnerin für (selbstverständlich unbezahlte Praktika) herausstellte, war mir jedenfalls egal, der eine oder die andere wird aber wohl doch mit den Lackschühchen gescharrt haben. Als ich wieder zuhause war, fand ich in meinem Briefkasten ein Paket von Amazon: Neben einem Grußwort zum Geburtstag – ein guter Freund hat die Grußfunktion genutzt – fand ich ein Buch des ehemaligen französischen Widerstandskämpfers Stéphane Hessel mit dem Titel ‚Empört euch!‘ Der Ton, in dem der steinalte Hessel an meine Generation appelliert, hat zuweilen etwas Altväterliches, doch einige Gedanken haben etwas Mutmachendes und besonders einer bringt mich zum Schmunzeln: Es sei das größte Glück, heißt es da, etwas zu finden, das einen nachhaltig empört. „Ja“, denke ich, „da ist etwas dran“.

# Kein Pferd für Hitler

Barbara Müller / Von den vielen Herausforderungen, die meine Mutter Else während des Krieges bestehen musste, bewegt mich dieses Ereignis ganz besonders: die Pferdemonstration in Osterburken/Baden im Sommer 1944, kurz vor der Ernte. Meine Mutter und ihre beiden Schwestern Hilde und Erne (20, 22 und 24 Jahre alt) bewirtschafteten den elterlichen Bauernhof im kleinen badischen Dorf Korb alleine. Der Vater war zwei Jahre zuvor verstorben, die Mutter bereits in den frühen Kindertagen der drei jungen Frauen.

Da hieß es plötzlich Pferdemonstration! Die Nachricht traf sie wie ein Schlag – das Arbeitspferd Mäxle sollte in den Krieg ziehen!

Ohne dieses starke und kluge Tier wäre es ihnen unmöglich gewesen, den Hof zu bewirtschaften und die bevorstehende Ernte einzubringen. Ein Verlust des Pferdes wäre existenzbedrohend und schmerzhaft für die Schwestern gewesen, denn sie liebten das schöne und temperamentvolle Pferd. Aber die Entscheidung des NSDAP-Ortsbauernführers war eindeutig: Er wollte die Pferde einiger Bauern beschlagnahmen, die die Mitgliedschaft in der Partei verweigert hatten. Meine Tanten übergaben meiner Mutter die schwere Aufgabe, das Pferd zur Musterung zu bringen. Onkel Lui aus dem Nachbardorf begleitete meine Mutter. Sein Pferd wurde zusammen mit Mäxle vor den Wagen gespannt und sie luden Futter für zwei Wochen auf den Wagen. Dieser 15 km lange Weg wurde zu Elses schwerstem Gang. Als Else und Onkel Lui ankamen, hatte die Pferdemonstration bereits begonnen. Verzweifelte Bauern versuchten, ihre Pferde vor dem Kriegsschicksal zu bewahren und für ihren Hof zu retten. Als Else an der Reihe war, bat auch



Die Schwestern Erne und Else 2006.

sie, Mäxle behalten zu dürfen. Der Major herrschte darauf den Ortsbauernführer an, er hätte ihm versichert, dass er beste Pferde bekommen würde, nun hätte er ein solches Tier vor sich, doch auch diese Bäuerin wollte es nicht hergeben. Meine Mutter war in Tränen aufgelöst. In diesem Augenblick erschreckte sich Mäxle und stieg auf die Hinterbeine. Alle Männer, auch der Onkel, wichen zurück, um den Pferdehufen zu entgehen. Einzig meine Mutter blieb unbeirrt stehen, schnalzte mit der Zunge und sprach vertraut mit dem verängstigten Tier. Mäxle, der ihr ganz und gar vertraute, hörte auf ihre Stimme und beruhigte sich sogleich. Der Major war verblüfft

und beeindruckt. „Verfluchte Weibertänen! Führen Sie Ihr Pferd fort!“ sagte er zu ihr. Überglücklich ergriff meine Mutter die Zügel und verließ schnell den Platz. Freudentränen liefen ihr über die Wangen. Einige Bäuerinnen beobachteten sie: „Diese Frau ist ihr Pferd auch los!“ - „Nein, nein“, entgegnete meine Mutter, „ich habe es wieder!“ Jetzt brauchte der Onkel erst mal ein Bier. Da meine Mutter auf seine Begleitung angewiesen war, musste sie seinem Wunsch nachgeben. So stand sie mit Mäxle immer noch in Sichtweite des Majors und wartete ungeduldig auf Onkel Lui. Dass er mit dieser Verzögerung die Rettung des Pferdes gefährdete, verstand er nicht. Und schon kam ein junger Soldat auf die wartende Else zugerannt. „Jetzt ist Mäxle verloren“, dachte sie. Doch es kam anders: der Soldat wollte nur das Futter haben. „Nehmen Sie es mit, mitsamt den Säcken!“ Als meine Mutter schließlich mit Mäxle zu den Schwestern heimkehrte, konnten diese ihr Glück kaum fassen. Else hatte das Pferd und die Ernte gerettet!



# Gott sei Dank!

Heidi Retzlaff / „Stroofgefangne!“. Die Wachtel tippt mir auf die Schulter. Ich fahre zusammen. Bei dem Lärm in der Werkhalle habe ich sie gar nicht bemerkt. „Gomm' Se mit!“ Ich schalte die Nähmaschine aus und trotte hinterher. Es ist noch nicht Mittag. Zellenverlegung! denke ich verzweifelt. „Sie wollen mich für die letzten Monate noch zu den Langstrafern legen. Mein Herz rast. Seit zwei Jahren, zwei Monaten und drei Tagen bin ich auf Hoheneck, aber immer mit „Republikflüchtigen“ zusammen. Wir liegen zu 21 Frauen in sechs 3-Stockbetten. Drei Bodenschläfer kauern sich zur Nachtruhe auf ihren Matratzen zu recht. Hier, in der

Zelle 74, sind Rosi, Elke, Hedda, Karin, Lydia. Von hier ist im Oktober Katrin „auf Transport“ gegangen und hat mich vor vier Wochen aus Mönchengladbach grüßen lassen.

Es ist der 3. Dezember 1976. Klack, klack, schliesst die Wachtel die Zellentür auf. „Packen' Se zusamm!“ Ich gehe zu meinem Oberbett an der Wand, ziehe schnell die Bettwäsche ab und verteile den Rest meiner Schätze vom letzten Sprecher auf Lydias und Elkes Betten. Knäckebrötchen, zwei Äpfel, vier Pflastersteine (harte Lebkuchen mit Zuckerglasur). Ich kann die Leckerbissen nicht mitnehmen. Die Wachtel würde sie mir wegrazzen. So bleiben sie zurück, als Grüße an die

Frauen, die mir Freundinnen geworden sind. Wohin werden sie mich verlegen? Ich habe noch 147 Tage „abzusitzen“. Mir fällt nur die Langstraferschicht ein, die auch Bettwäsche näht. Neue Arbeit werden sie sich und mir nicht zumuten. Das „lohnt“ sich nicht. Absurder Gedanke! Wie können sich 147 Tage nicht lohnen? Es sind doch fast vier Monate meines Lebens!

Da ich aber schon fast drei Jahre wegen unerlaubten Grenzübertritts eingesperrt bin, relativieren sich die Zeiten. Immerhin werde ich die letzten Monate auch noch aushalten. Insofern – sollen sie mich verlegen, wohin sie wollen. Klack, klack, die

Türriegel werden wieder aufgeschlagen. „Gomm' Se!“ Ich hänge mein Wäschebündel über die Schulter und folge der Wachtel durch das düstere Zellengebäude, über endlose Gänge. Der Geruch von Erbseneintopf und Bohnerwachs zieht mit. Es geht vorbei an der Zelle der Langstrafers. Durch die Schleuse! Das ist der Weg nach draußen, auf den Hof vor dem Eisentor. Dorthin kommt nur, wer frei ist. Entlassung! jagt es mir durch den Kopf. Wohin? Etwa in die DDR? Nach der Schleuse wieder Zellen. Schmale Türen. Einzelzellen. Klack, klack. „Gehn' Se!“ Klack, klack. Wieder eingeschlossen. Die Zelle ist handtuchbreit, die Pritsche

mit einer Kette an der Wand hochgeschlossen. Kein Tisch, nur ein Hocker. So lege ich mein Bündel auf den schmutzigen Steinboden. Werde ich es wieder auspacken? Und wo? Schreckliche Erinnerungen an die ersten Haftmonate kommen zurück. Nicht auszudenken, dass sie mich jetzt noch isolieren wollen. Fünf Schritte hin, fünf Schritte zurück. Meine Zellenwanderung führt vorbei an Eichendorffs Wegen: „...es ist schon spät, es ist schon kalt! Kommst nimmermehr aus diesem Wald.“ Klack, klack. „Gomm' Sei!“ Eine andere Wachtel steht vor der Zelle. Ich folge ihr aus dem Zellengebäude auf den Hof vor dem Eisentor. Dort steht eine Minna. „Einsteigen!“ Ich trete auf das schepfernde Bodenblech,

und der Wagen fährt an. Die vergitterten Fenster sind wieder aus Milchglas. Und das Grün geht weiter. Wenn sie mich entlassen wollen, müsste ich doch in die Effektenkammer. Oder soll ich etwa in diesen Knastkleidern aus Uniformstoff gehen? Ach, auch das wäre mir schnuppe, wenn ich nur nicht in die DDR zurück muss. Die Minna rollt. Kein menschliches Geräusch ist zu hören. Nicht einmal die Begleitwachteln reden miteinander. Ich poche an die blecherne Kabine. Kein Laut. Sollte ich etwa auf einem Einzeltransport sein? Wohin? Keine lange Fahrt, denke ich, als die Minna hält. „Raustreten!“ Im trüben Winterlicht steige ich aus der Minna in einen grauen Zellenhof. Die Gedanken rasen, aber ich unter-

drücke meine vielen Fragen. Das Bündel liegt schon auf der Steintreppe. „Gehn' Sei!“ Ich betrete ein neues Knastgebäude. Treppen, Gitter, Türen, Eisenbeschläge, Uniformierte, Gerüche... Wann hört das auf? Im 4. Stock schließt die Wachtel eine Einzelzelle auf. Das ist ein Schlag! Aber ich beginne sofort zu klopfen. Neben an sind Helga, Ulrike und Gudrun. Sie gehören zum letzten Transport, der am 16. November aus Hoheneck abging. Gott sei dank, ich bin in Karl-Marx-Stadt! Das bedeutet Entlassung.

# „Wir bauen hier so feste...“

## Wenn die Erinnerung geht

Klaus Möllering /Irgendetwas an dem alten Spruch hatte mich angesprochen – ich hatte ihn deshalb rasch fotografiert: „Wir bauen hier so feste“, hatte da an einer Wand gestanden – und es fiel tatsächlich auf: Überall sonst war alles frisch verputzt und renoviert; nur diese Stelle hatte man ausgespart. Den alten Stein in der Wand, auf dem stand:

*„Wir bauen hier so feste,  
und sind doch fremde Gäste.  
Und wo wir ewig wollen sein,  
da bauen wir oft nichts hinein.“*

Das klang damals erst mal wie eine allgemeine Mahnung, über den Horizont der Gegenwart hinauszudenken. Doch mittlerweile sind diese Sätze meinem Leben sehr viel näher gerückt. Sie hängen nun neben meinem Arbeitsplatz. Denn ich habe da sehr viel zu tun mit Menschen, die in ihrem Leben tatsächlich „fremde Gäste“ geworden sind – einfach weil sie in ihrer eigenen Geschichte nicht mehr zuhause sind. Nach und nach gehen ihnen alle Erinnerungen verloren. Von den alten Menschen, mit denen ich als Pfarrer und Seelsorger zu tun habe, sind nicht wenige dement.

Dement sein heißt: Sie vergessen Stück für Stück ihre eigene Geschichte und stehen damit schließlich wirklich vor einer großen, ewigen Leere. Es sind Menschen wie Gerda Herzog1, die dafür umso fester versucht, die paar Episoden festzuhalten, die noch in ihrem Gedächtnis geblieben sind. Was sie nie vergessen wird, sind die Schikanen im Dritten Reich. „Eine meiner Großmütter war nämlich Jü-

din“, erklärt sie mir jedes Mal, wenn ich sie besuche. Und dann erzählt sie mir immer wieder aufs Neue empört, wie sie deshalb geschnitten und drangsaliert wurde. Sie verlor fast alles – Freunde, Ansehen, konnte nicht mehr über ihr Leben bestimmen. Immer wieder berichtet sie von diesen schlimmen Zeiten. Manchmal erscheint mir das auch wie ein schreckliches Spiegelbild ihrer heutigen Verluste. Aber umso überraschter war ich, als sie nach der wer-weiß-wievielten Wiederholung mir dann doch eines Tages plötzlich mit einem triumphierenden Kichern anvertraute: „Und wissen Sie, was? Jetzt sind die alle tot – und ich lebe noch!“

Was für eine Kostbarkeit: Sie weiß heute kaum noch, dass sie Lehrerin war, wo sie wann gewohnt und wie gelebt hat. Aber diese Freude, am Leben zu sein – die kommt ab und an zurück. Mit allem, was dazu gehört: Sie singt gerne, spielt gerne „Mensch ärger dich nicht“ mit anderen. Und in ganz besonderen Momenten flirtet sie auch mal mit einem – hinreißend wie ein Teenager.

Zwei wichtige Erfahrungen habe ich in dieser Arbeit gemacht: Zum einen, dass, selbst wenn das allermeiste vergessen wird, die eigene Persönlichkeit doch oft sehr lange bleibt. Im Wesentlichen ist dann doch noch der Mensch wiederzuerkennen, dem heute zwar die meisten Erinnerungen fehlen. Aber dafür ist umso wichtiger, was im Moment passiert: was an Respekt, Kontakt, Wertschätzung von anderen zu spüren ist. Dann ist auch die Freude darüber möglich: Ja, ich

lebe noch. Und das andere ist: Nie hätte ich geahnt, wie wichtig die Lieder sind, die Gebete, die Psalmen und alles das, was das Gedächtnis des christlichen Glaubens ausmacht. Ich habe die Mahnung aus meiner eigenen Konfirmandenzeit noch im Ohr: „Was ihr jetzt lernt, wird euer ganzes Leben begleiten“. Das klang schon ähnlich warnend wie diese Zeilen:

*„... wir sind doch fremde Gäste.  
Und wo wir ewig wollen sein,  
da bauen wir oft nichts hinein.“*

Aber wenn ich erlebe, wie mit zunehmender Demenz eine Erinnerung nach der anderen hinweg geweht wird, wie Blätter von einem Laubhaufen, bin ich doch immer wieder beeindruckt, wie wichtig ist: dass Worte bleiben, die man miteinander beten kann. Dass Lieder bleiben, die man miteinander singen kann. Und dass man sich nicht fremd, sondern zuhause fühlen kann in dem Vertrauen, das der Schlussvers des 23. Psalms festhält. Wenn man das einmal gelernt hat, kann man darin lange wohnen:

Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen ein Leben lang und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar. (Ps. 23,6)

*Gesendet am 26.5.2012, Deutsche Welle, in der Reihe „Wort zum Sonntag“ mit Pfarrer Klaus Möllering, Berlin*

# Carpe Diem

Jörg Machel / Gut eine Milliarde Sekunden habe ich noch zu leben, so zeigt meine „Todesuhr“ an. Die hängt allerdings nicht von einem Knochenmann gehalten an der Wand, sondern sie tickt im Hintergrund auf meinem Computer.

Ich habe mir diese Uhr aus dem Internet geladen.

Man wählt sich auf eine Internetseite [www.deathclock.com](http://www.deathclock.com) und hat sein Geburtsdatum einzutragen, dann muß man etwas zu seiner Befindlichkeit und zu seinen Vorlieben ausfüllen und schon gibt die Uhr das voraussichtliche Sterbedatum an. Bei mir ist es Freitag der 31. Juli 2048. Ich werde also kurz vor meinem 96. Geburtstag sterben.

Mit Ende fünfzig sehe ich mit Gelassenheit auf dieses ferne Datum. Ich wage kaum zu hoffen, wirklich so alt zu werden und beginne schon nachzusinnen, ob es denn überhaupt wünschenswert wäre, als so hochbetagter Greis zu sterben.

Dieses Computerspielchen ist so harmlos wie simpel. Ohne Probleme kann man seine Lebenserwartung manipulieren. Es genügt, sich selbst als eher pessimistischen Menschen zu klassifizieren und die Lebensuhr rast zurück und es bleiben einem nur noch wenige Jahre.

Auch der Musikgeschmack kann der Lebenslänge abträglich oder förderlich sein.

Ja, wahrscheinlich spielt es eine Rolle, ob ich die Welt griesgrämig oder mit Sympathie betrachte. Es ist wohlthuend für Herz und Seele, die

für mich richtige Musik zu hören. Aber der eigentliche Reiz an diesem Spiel lag für mich darin, mir wieder einmal klar zu machen, dass mein Leben endlich ist und ein Endpunkt meines Lebens feststeht, wenn auch nicht auf einem Computer, und dass dieser Endpunkt beeinflussbar ist.

Auch wie ich meinen Beruf verstehe, wie ich mit meinen Kolliginnen



und Kollegen zurechtkomme, fügt meiner Lebensuhr Sekunden hinzu oder läßt sie verschwinden.

Es gibt viel Unkalkulierbares im Leben, Unfälle, Katastrophen, Krankheiten, genetische Dispositionen. Darauf zu starren, macht wenig Sinn.

Aber es gibt unendlich viele Faktoren, die wir mitbestimmen können und dazu sind wir durchaus eingeladen.

Es ist auch ein gutes Experiment, sich durch so einen Internetausflug plötzlich einmal in die Rolle eines 95-

Jährigen zu denken. Oft habe ich als Pfarrer mit Menschen zu tun, die so alt sind. Ich besuche Menschen, die seit Jahren im Bett liegen, die kaum noch Besuche bekommen, deren Freunde schon vor Jahrzehnten verstorben sind.

Es ist ein merkwürdiges Gefühl, mich so zu denken, alt, hilflos, schwach. Meine Tochter wird vielleicht schon grauhaarig sein, Kinder haben, vielleicht Enkel.

Wieviel Nachsicht werde ich als 95-Jähriger meinen Mitmenschen, meiner Familie abverlangen. Werde ich dann immer noch von mir sagen, dass ich ein optimistischer Mensch bin?

Diese Computeruhr zeigt das Todesdatum an und die verbleibenden Sekunden, keine Tage, keine Wochen, keine Jahre.

Nein, das Leben auf dieser merkwürdigen Uhr läuft nur in Sekunden ab. Das Konto scheint unendlich voll zu sein, gut eine Milliarde Zeiteinheiten.

Und doch - nach einem Tag schon sieht man, wie sich auf den hinteren Stellen etwas tut, wie der Vorrat zusammenschmilzt.

Auch diese Uhr ist ihren großen Schwestern in den Kirchen und Kathedralen verwandt, die jeden Menschen mahnen, carpe diem - pflücke den Tag, nutze die Zeit, die dir von Gott gegeben ist.

## „Stolpere nicht - Erinnere dich!“

Susann Kachel und Agnes Gaertner / Eine Gruppe junger Menschen umringt einen Stolperstein. Einige knien und putzen den Stein mit Metallpolitur. Er ist aus Messing und in etwa so groß wie ein normaler Pflasterstein. Vor vielen Häusern in Deutschland, in denen Opfer des Nationalsozialismus gewohnt haben, bevor sie deportiert wurden, sind solche Stolpersteine eingelassen. In diese Steine sind die Namen der Ermordeten eingraviert und sie sind damit ein Mahnmal, das an den Holocaust erinnert. Über die Steine soll gestolpert und innegehalten werden um daran zu denken, dass es nie wieder so weit kommen darf.

Aufgerufen zu dieser Putz-Aktion am 19. April 2012 haben junge Menschen von „JUGA“ (jung, gläubig, aktiv), ein Zusammenschluss aktiver Muslime, Juden, Christen und Bahai, die sich für eine gemeinsame, tolerante und vorurteilsfreie Zukunft einsetzen. JUGAs wollen klar machen, dass Gewalt im Namen von Religion keinen Platz hat.

Auch wir haben uns mit einigen Konfirmandinnen und Konfirmanden der Emmaus-Ölberg- und der St. Thomas-Gemeinde auf den Weg gemacht, um Stolpersteine zu putzen.

Der erste Stolperstein wurde vor dem Haus Nr. 75 geputzt. Hier hatten jüdische Menschen gelebt, die im Nationalsozialismus deportiert und ermordet wurden. Schließlich wurde eine Kerze aufgestellt und angezündet.

Anschließend schwärmten wir in kleineren Gruppen aus, um die vielen anderen Stolpersteine rund um den Adenauerplatz zu putzen. Auch Bischof Dr. Markus Dröge und der Generalsekretär des Zentralrats der Juden in Deutschland, Stefan Kramer, knieten nieder und putzten, um damit ein Zeichen des Gedenkens und des Respektes zu setzen.

Helmut Löhöffel, der Koordinator der Stolpersteine Charlottenburg/Wilmersdorf erzählte uns, dass nicht nur Familienangehörige von deportierten und ermordeten Juden sich bei ihm melden, um einen Stolperstein für ihre Familien zu erwerben, sondern dass sich manchmal auch aktuelle Bewohner erkundigen, ob in ihrem Haus früher Juden gelebt haben, für die sie einen Stolperstein anfertigen lassen möchten. Das ist geschichtsübergreifende Solidarität und die besten Good News in diesem Jahr.



Der Anfang ist gemacht



Gemeinschaftliche Putzaktion von JUGA  
[www.juga-projekt.de](http://www.juga-projekt.de)

## Putzanleitung

Für die Reinigung sind alle gebräuchlichen Putzmittel für Metalle geeignet, die man in vielen Geschäften und Drogeriemärkten erhalten kann. Bei der Benutzung von Metall-Putzmitteln solltest Du jedoch darauf achten, dass Du das Mittel gering dosiert zunächst auf einen Stofflappen aufträgst. Nachdem Du die Messingplatte mit der Reinigungsmilch eingerieben hast, lässt Du das Mittel eine Minute antrocknen. Danach kannst Du die Messingplatte mit einem trockenen Tuch blank reiben. Sollte das Reinigungsergebnis danach noch nicht Deinen Vorstellungen entsprechen, wiederholst Du den Vorgang. Bei stark verunreinigten Stolpersteinen kannst Du zusätzlich auch Wasser und die harte Seite eines handelsüblichen Küchenschwamms verwenden.

Hilfsmittel mit sehr harter Oberfläche wie Drahtbürsten oder andere harte Gegenstände sollten nicht benutzt werden, da die Messingplatten hierdurch beschädigt werden können und danach schneller verschmutzen.

Welcher Stolperstein wo verlegt wurde, kannst Du auf der Internetseite unter <http://www.stolpersteine-ffo.de/2.html> erfahren und dann unter „Verlegorte“ weitersuchen.

Wer sich in unserem Café einen Putzlappen abholt bekommt dazu ein Trinkpäckchen als Stärkung für den Weg.

Viel Spaß beim Putzen!

## Israelischer Freiwilliger sucht Zimmer mit Anschluss



Jalal, 25 Jahre

**Für nähere Informationen wenden Sie sich bitte an mich:**

Johannes Neuwirth,  
Telefon:  
0160 99 23 90 71  
E-Mail:  
neuwirth.iss@gmx.de

Die **Sekundarschule Skalitzer Straße** – sie liegt gegenüber der Post – praktiziert seit Jahren das Zusammenleben der verschiedenen Nationalitäten und Religionen. Das ist auch ein ganz selbstverständliches Ziel bei der bunt zusammengewürfelten Schülerschaft. Auch unser Stadtteil ist eine bunte Mischung.

So fördert die Schule in einem Stadtführerprojekt die Begegnung von Jugendlichen aus allen Teilen der Republik. Wir besuchen auch die verschiedenen Konfessionen in ihren Kirchen, Synagogen und Moscheen, Tempeln und Gotteshäusern. In diesem Jahr ist es nun schon das zweite Mal gelungen, eine Reise nach Israel zu unternehmen, um Land und Leute kennen zu lernen und so zu einem besseren gegenseitigen Verständnis zu kommen.

Für ein Jahr soll nun ein junger Freiwilliger, Jalal, an der Schule mithelfen und nebenbei die Situation seines Landes erläutern. Die Finanzierung des Projektes ist gesichert. Leider fehlt uns noch eine Unterkunft für das kommende Schuljahr. Vielleicht kennen Sie eine Möglichkeit, die uns weiterhilft.

Das wäre dann auch ein Schritt, der den Austausch zwischen unseren Schülern und der Gemeinde fördern kann.

Im Sinn des Freiwilligendienstes ist als Unterkunft natürlich eine Wohngemeinschaft bestens geeignet. Aber auch andere Möglichkeiten sind denkbar. Für die Gasteltern wird es sicher eine interessante und bereichernde Erfahrung, einen Freiwilligen für ein Jahr bei sich zu haben.



So kommen wir uns näher: Begegnungsseminar mit Schülern aus Israel und aus unserer Schule in Givat Haviva/Israel

## paternoster

Die Zeitschrift der Evangelischen Emmaus-Ölberg-Gemeinde  
16. Jahrgang Nr. 1

Herausgeber im Sinne des Presserechts ist der Gemeindegliederungsrat der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Redaktion:  
Agnes Gaertner, Jörg Machel,  
Kristin Huckauf

Redaktionsanschrift:  
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin

Satz und Layout:  
Kristin Huckauf

Druck: Trigger.medien gmbh®  
(Umweltmanagement gemäß  
EG-Öko-Audit-Verordnung)  
gedruckt auf Recymago

### Adressen und Rufnummern der Emmaus-Ölberg-Gemeinde:

Emmaus-Kirche  
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin  
Tel.: 030/ 61 69 31-0, Fax -21  
gemeinde@emmaus.de

Öffnungszeiten der Küsterei:  
Mo, Do 9-13 Uhr,  
Di 9-11 Uhr, Mi 13-17 Uhr,  
Fr geschlossen

Ölberg-Kirche  
Lausitzer Straße 28/Ecke Paul-  
Lincke-Ufer, 10999 Berlin

Emmaus-Ölberg-Kita  
Lausitzer Straße 29-30,  
10999 Berlin, Tel.: 61 69 32-17

Emmaus-Kirchhof  
Hermannstr. 133, 12051 Berlin,  
Tel.: 626 24 35 (Di-Do 9-12 Uhr)

Pfarrer Jörg Machel  
Lausitzer Straße 30, 10999 Berlin,  
Tel.: 61 69 32-15  
joerg.machel@emmaus.de

Internet:  
<http://www.emmaus.de>

Spendenkonto  
Ev. Darlehns-Genossenschaft Kiel,  
BLZ 210 602 37,  
Konto 611 741 280;  
Verwendungszweck:  
KVA Berlin Stadtmitte, E-Ö/  
paternoster

Die 1€-Ausgabe des paternoster (11. Jahrgang Nr. 2, 2007) war ein Erfolg. Die hohe Auflage ist unter die Leute gebracht und manch ein Euro hat bei dieser Gelegenheit den Besitzer gewechselt. Deshalb soll auch für die folgenden Ausgaben gelten: Der paternoster liegt kostenlos in der Gemeinde aus. Arme Leute dürfen ihn gern mitnehmen und gegen eine Spende von 1€ weiterreichen. Wir danken im Namen aller Bedürftigen!

Hinweis:

Die namentlich gezeichneten Artikel entsprechen nicht in jedem Fall der Meinung der Redaktion.

Mitnahme kostenlos,  
Weiterverkauf 1,- Euro

Aktuelle Termine sind nicht hier abgedruckt,  
sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“,  
der monatlich erscheint.  
Sie erhalten ihn in der Gemeinde  
und über das Internet:  
<http://www.emmaus.de>



Die neue Fußball-Kultur

# Orgel & Fußball

**Video - Großprojektion in der Emmaus-Kirche**  
**Kein Reporter sondern Orgelmusik vom bekannten Stummfilmbegleiter**  
**Stephan von Bothmer**

**Viertelfinale**

**Freitag**  
22.6.2012, 20.45 Uhr

**Halbfinale**

**Donnerstag**  
28.6.2012, 20.45 Uhr

**Das Endspiel**

**Sonntag**  
1.7.2012, 20.45 Uhr

„Die Sprache der Orgel ist schonungsloser  
als die herkömmlicher Reportagen: Nach dem frühen Tor der Spanier  
(in der Wiederholung durch eine punktgenau einsetzende spanischen Hymne  
markiert) bewegt sich die Partie meist in düsterem Moll, bei jedem Foul  
lässt von Bothmer dissonante Septnonenakkorde zucken und scheut sich auch nicht,  
den Schmerz des an delikater Stelle getroffenen Klose auszumalen.  
Am Ende [...] stehende Ovationen für [Stephan von Bothmer,] einen heißen  
Kandidaten um den Titel eines Europameisters der Fußballkommentatoren.“  
*Der Tagesspiegel, 1.7.2008, Endspiel der Europameisterschaft*

Eintritt frei! Spende für  
den Organisten erbeten

Getränke aus dem Kirchencafé  
gegen den trockenen Gaumen